

Sanfte Revolution in Bayerns Gärten

Vom Radieschen zum Zitronenbaum, vom Kleinbürgeridyll zum Ort der Sehnsucht: Landschaftsplaner und Designer haben sich den Garten vorgenommen. Ihre märchenhafte Fantasien kommen bei Städtern gut an

Von Hermann Weiß

ABGEZEICHNET HATTE sich der Trend schon im Januar, auf der Möbelmesse in Köln. Erstmals seit den 80er-Jahren war dort wieder vom „Cocooning“ die Rede. Vom Rückzug ins Private. Die Menschen erschaffen sich eine häusliche Parallelwelt zur Alltagsrealität, die sie als feindlich oder anstrengend empfinden, sagen Trendforscher. Man mag es wieder gemütlich.

Jetzt, mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen, ist klar, dass es sich nicht um ein Strohfeuer handelt, sondern dass da noch etwas nachkommt. „Egal ob wir uns dort erholen, spielen oder uns mit

„Wenn sie ihre eigene Melisse oder ihren eigenen Hibiskus ernten, hat das fast etwas Meditatives“

Freunden treffen, wir werden uns mehr und mehr im Garten austoben, ausleben, ausdrücken“, sagte der Gartenarchitekt Bernd Franzen bei einem Symposium der Robert Bosch GmbH in München.

„Cocooning“ ist das eine. „Homing“, die Ausdehnung des Lebensraums in den Bereich ums Haus herum, das andere, sagen auch die Macher des Münchner Magazins „Mein schöner Garten“. Das früher eher lästige Grün in der Umfriedung des eigenen Grundstückes; der Schrebergarten, für den man lange nur belächelt wurde: Sie werden jetzt nicht nur wiederentdeckt, sondern zum Versprechen umgedeutet. Gärten sind nicht länger Gärten, sondern „grüne Oasen“. An die Stelle praktischer Beete, Hecken und Rasenflächen „treten Pflanzen, die unserer Seele gut tun“, sagt Bernd Franzen.

Selbst der gelernte Diplom-Ingenieur (FH) kommt ohne Poesie beim Thema nicht aus. Sein Münchner Kollege, der Gartenplaner Erik Hoff, wirbt gar mit Versen von Hugo von Hofmannsthal. Bekannt geworden sind die beiden durch die fantasievolle Art, mit der sie auf RTL („Mein Garten“, „Deutschland, deine Hobbygärtner“) vernachlässigte Gärten in blühende Landschaften verwandeln.

Etwas ist im Umbruch. Etwas, was zur Hemdsärmeligkeit des gemeinen Gartlers passt wie der Zitronenbaum zum Radieserl. Es ist die Rückbesinnung auf eine Kultur, die den Garten als Gesamtkunstwerk inszeniert. Wo Beete nicht einfach angelegt, sondern vorgezeichnet werden. Wo man Farbenkombinationen erst mit dem Pinsel, auf Papier komponiert, ehe man aussät. Erik Hooff etwa orientiert sich in der Gartenplanung an den

großen britischen Vorbildern, ohne die Alltagstauglichkeit dabei aus den Augen zu verlieren.

Im Sommer letzten Jahres servierte Hooff in Obermenzing Tee und hausgemachten Kuchen im von ihm entworfenen „English-Countrygarden“. Vergangene Woche war sein „Orientalischer Garten“ der Hingucker der Münchner Gartentmesse – mit Maronien und Magnolien, Iris, Efeu und Winterjasmin.

Es gibt einen Grund, sagt Hooff, warum sich viele Leute heute nicht mehr mit einem einfachen Bauerngarten zufriedene geben. Oder warum sie überhaupt erst wieder mit dem Thema Garten in Berührung kommen: „Sie reisen viel. Sehen viel.“ Und die Bilder im Kopf, die Urlaubsfotos, reichen nicht aus. „Sie möchten auch zu Hause um sich haben, was sie in Gärten in Indien, Mexiko, Asien und den Mittelmeerlandern gesehen haben.

Die Leute möchten diese Erlebnisse und Erfahrungen mit Freunden und Bekannten teilen.“

„Wir suchen nach Materialien, die unsere Träume reflektieren, und Formen, die ein Erlebtes erinnern“, sagt auch Bernd Franzen. Über den Wellnessboom sei darüber hinaus eine Sensibilität für Düfte und Aromen entstanden – was auch konventionellen Kräutergärten neue Perspektiven eröffne, sagt Hooff. Kräutergärten waren zuletzt

nicht besonders beliebt, weil sie viel Arbeit machen. Heute nehmen die Leute die Arbeit wieder gern in Kauf. „Und wenn sie dann ihre eigene Melisse oder ihren eigenen Hibiskus ernten, die Kräuter trocknen und als Tee anbieten, hat das fast etwas Meditatives.“

Das Leben beginnt mit dem Tag, an dem man einen Garten anlegt, sagt ein chinesisches Sprichwort. Demnach – und nach den statistischen Erhebungen der Forschungs-

anstalt für Gartenbau an der Fachhochschule Weihenstephan – sind die Bayern schon heute ein Volk von Lebenskünstlern. Über zwei Millionen Gartenbesitzer bewirtschaften eine Fläche von rund 80 000 Hektar. Mit den Anhängern der neuen floralen Welle werden es bald noch mehr. Sie werden auch das Erscheinungsbild des bayerischen Gartens verändern, wenn man den Fachleuten glaubt.

Die Revolution im Garten geht beim Formschnitt von Strüchern und Hecken schon los. Preukisch kurz und gerade hat ausgedient. Von Quadern, Kugeln und sanft fließenden Formen bis hin zu Fantasiefiguren ist dagegen alles erlaubt. Individuell statt übertrieben korrekt sollte es also schon sein.

Was die Gartenthemen betrifft, glauben Bernd Franzen wie Erik Hooff an die Zukunft des mediterranen Gartens, mit Lavendel, Olivenbäumen, Palmen, Rosmarin. Auf Platz zwei steht der asiatische Garten. Hier dominieren die sanften Grüntöne von Gehölzen, Gräsern und Blattschmuckstauden, dazu im Frühjahr Rhododendren, Azaleen und Zierkirschen und im Sommer die ausgefallenen Blüten des Blumenhartriegels. Auch Blütenstauden wie Pfingstrose, Schwertlilie, Herbstanemone und Seerosen passen gut ins Bild.

Ein gewisser Trend zur Exotik ist auch im Kleingarten festzustellen. So werden beispielsweise Ananas, winterharte Banane oder ausgefallene Zuckermelonen im Onlinehandel gut verkauft, während sich in den Internetblogs der Gartenfreunde Gesprächsforen wie „Hilfe, mein Kumquat verliert Blätter“ oder „Wer kennt sich aus mit Eukalyptusbäumen?“ häufen.

Eingefleischte Kleingärtner wie Renate Winkler-Werner und Bernd Winkler, deren Homepage Kultstatus genießt, setzen allzu ambitionierten Gartenaktivitäten deshalb mittlerweile ein Bekenntnis zum Laissez-faire entgegen: Es gehe doch vor allem darum, im Garten die Seele baumeln zu lassen. Tatsächlich aber mag jedenfalls die neue Generation der Gärtner mit ihrem Garten auch mal glänzen.

Die schöne neue Welt des Gartens hat deshalb neben den Gartenarchitekten und Landschaftsplanern auch die Designer auf den Plan gerufen. Vor allem das Gartenhäuschen, einst so etwas wie ein Sinnbild der Kleinbürgerlichkeit, hat davon profitiert. Bei Nils Holger Moormann etwa, dem eigenwilligen Designer aus Aschau im Chiemgau, wird aus der Datsche ein autarkes Objekt mit Hochstuhl und Schiebedach, schwenkbarer Feuerschale und Stapelraum für Brennholz, mit integriertem Schuppen für Gartengeräte, Grillbesteck und Brotzeitklappe.

Der 386 mal 110 mal 650 Zentimeter große Quader aus Lärchenholz ist die ideale Behausung für den Aussteiger auf Zeit. Moormann hat sie „Walden“ genannt – nach einer Geschichte des US-Schriftstellers und Philosophen Henry D. Thoreau, der darin ein Leben im Einklang mit der Natur beschreibt. Es ist eine Geschichte, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts – aber offenbar sehr modern.



Sinnliches Erlebnis: Ein orientalischer Garten mit weißen Magnolien und einem roten Pavillon, wie er von dem Münchner Gartenarchitekt Erik Hooff entworfen wurde

Der moderne Garten – zwischen Minimalismus, Zen und Tausendundeiner Nacht



Stilvoll
Minimalistische Liege für den Garten aus Edelstahl und Hartholz des Designers Reinhard Sentner aus Hausham



Zen-Garten
Exklusiver Privatgarten- und Landschaftsbau, München, eingefasst mit China-Granit



Genuss
Der Tisch am Whirlpool. Der Garten wird zum Rückzugsraum, ein Ort zum Genießen und Erholen



Exotik
Träume aus Tausendundeiner Nacht im Orientalischen Garten des Münchner Landschaftsplaners Erik Hooff



Accessoire
Der Gartenzweig darf im Arsenal des modernen Gartens nicht fehlen. Die Designversion in leuchtendem Orange zeigt den Klassiker auf der Höhe der Zeit



Design-Datsche
„Walden“, das ultramoderne, autarke Gartenhaus von Nils Holger Moormann aus Aschau im Chiemgau, ist das ideale Domizil für Aussteiger auf Zeit

Die „Huber-Buben“ suchen bei ihren Klettertouren extreme Herausforderungen. Jetzt kommt eine Dokumentation über sie ins Kino Zwei Bergsteiger-Brüder, die auszogen, die Furcht zu überwinden

„AN DIE GRENZE ZU GEHEN heißt nicht, dass man ein cooler Hund ist“, sagt Thomas Huber. Ob der Gedanke an diese Charakterisierung vielleicht nicht doch eine Rolle gespielt hat, sei dahingestellt. Sicher ist, dass der 40-Jährige und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Alexander sich nicht wegen des öffentlichen Spektakels auf Klettertouren in extreme Gefahrensituationen begeben. Und erst recht nicht aus Todessehnsucht. Vielmehr treibt sie das Verlangen „zu spüren, dass wir lebendig sind“.

Das geht am besten, indem sie ihre physischen und psychischen Grenzen immer wieder ausloten, sich den eigenen Ängsten stellen, davon sind die beiden jugendlich wirkenden Männer überzeugt.

„Wenn man diese Ängste positiv umsetzt, dann erlebt man ein Gefühl, das so viel mit Glück und Freiheit zu tun hat, wie man es kaum beschreiben kann. Das sind die elementarsten Gefühle im Menschen“, sagt Thomas strahlend. Freiheit,

extreme Momente des Glücks, aber auch der Angst und des Scheiterns, darauf kommen die aus der Nähe von Traunstein stammenden „Huberbuam“ immer wieder zu sprechen, wenn es um ihre Touren geht.

Die beiden Oberbayern gehören zur Weltelite der Extremkletterer. Mit ihren spektakulären Erstbegehungen – sei es mit oder ohne Sicherung, am Felsen oder im Eis – haben sie längst über eingeschworene Bergsteigerkreise hinaus Berühmtheit erlangt. Diese dürfte sich jetzt noch steigern, denn kommenden Donnerstag läuft in den Kinos eine Dokumentation über die Brüder mit dem Titel „Am Limit“ an.

Filmemacher und Oscar-Preisträger Pepe Danquart („Heimspiel“) hat sie mit einem Stab schwindelfreier Kameraleute dabei begleitet, wie sie einen Speedkletter-Rekord an der 1000 Meter hohen, teils überhängenden Granitwand „Nose“ im kalifornischen Bergsteigerparadies Yosemite Valley brechen wollen. Zwei Stunden

48 Minuten gilt es zu unterbieten. In zweieinhalb Stunden wollen es Thomas und Alexander schaffen – normale Seilschaften benötigen zwischen zwei und fünf Tagen.

Letztlich gelingt es nicht. Beim ersten Anlauf verunglückt Alexander noch während des Trainings. Beim zweiten Versuch ist es Thomas, der abstürzt – und glimpflich

davonkommt. Für den Film spielt es aber keine Rolle, ob der Rekord geschafft wird oder nicht. Denn bei all den spektakulären Natur- und Kletteraufnahmen geht es Quartum darum, die Brüder und ihr nicht kompliziertes Verhältnis zueinander zu porträtieren.

Und die „Huberbuam“ machen ohnehin weiter: Kommenden



Szenen aus „Am Limit“: Alexander (l.) und Thomas Huber in der Wand des El Capitan. Sie wollen die „Nose“ in Rekordzeit erklimmen. Rechts: Thomas pendelt beim „King Swing“ 20 bis 30 Meter durch die Luft

Herbst starten sie den nächsten Anlauf an der „Nose“. „Wir versuchen es so lange, bis wir es geschafft haben“, sagt Alexander. Ein unbändiger Wille gehört wohl zum Profil von Menschen, die Projekte anpeilen, die auf den ersten Blick unmöglich scheinen. Genauso haben sie den Willen, sich nicht von Misserfolgen aus der Bahn werfen zu lassen. „Das Leben ist doch immer ein Auf und Ab“, sagt Alexander dazu.

Ein ruhiges Leben mit Sicherheit liegt den Brüdern fern. Sie brauchen Spannung und Herausforderung, sonst würden sie eingehen. Deshalb kann Thomas auch nicht von gefährlichen Projekten lassen, obwohl er vor zwei Wochen ein drittes Mal Vater geworden ist. Und er stelle sich seiner Verantwortung der Familie gegenüber durchaus, sagt er. Ohnehin wüssten sie genau, wie viel sie sich zutrauen können. „Das Wichtigste ist, dass wir Projekte wählen, von denen wir überzeugt sind, dass wir das technische Können haben und die menta-

le Voraussetzung“, sagt Alexander. Was sie sich zutrauen können, darin haben die Huber-Brüder viel Erfahrung. Schon früh bestiegen sie mit dem Vater Viertausender, eine Seilschaft bilden sie seit mehr als 20 Jahren. Irgendwann merkten sie, dass sie von ihrer Leidenschaft, dem Berggehen, und vor allem von Vorträgen darüber leben können.

Sie sind ein eingespieltes Team, dabei aber sehr verschieden. Alexander, Diplom-Physiker, gilt als der Pragmatischere, vielleicht auch Selbstbewusstere. Thomas als der Verträumtere. Er ist auch derjenige, der stärker nach einem Sinn für sein Handeln, sein Leben sucht. Auf seinen Rücken hat er sich den hinduistischen Gott Shiva tätowiert, der für Zerstörung und Neubeginn steht. Der bayerisch-bodenständige Thomas ist kein Hindu, aber Glaube spielt für ihn eine wichtige Rolle: „Ich erlebe das Göttliche in den Bergen. Deswegen habe ich vielleicht auch meinen Weg gewählt über die Berge.“ Sandra Tjong

